

Über die von uns durchgeführten Untersuchungen hinaus werden aber zur Zeit an der Tierärztlichen Hochschule weitere Quecksilberbestimmungen an Süßwasserfischen durchgeführt, um so jene Gewässer ausfindig zu machen, die gegebenenfalls Schädwirkungen verursachen könnten.

Nicht erklärbar ist bisher, daß in manchen Gewässern (Donau) auch die Kleintier- und Phytoplanktonfresser unter den Fischen höhere Quecksilberwerte erreichen, während die dort lebenden Hechte, Zander usw. kaum wesentlich mehr enthalten. Offenbar können Angehörige der Kleintierfauna oder des Phytoplanktons in unterschiedlichem Ausmaße Quecksilber anrei-

chern und so die Anreicherungskette verkürzen.

Im großen und ganzen besteht gegenwärtig für den Konsumenten heimischer Fische keine Gefährdung von seiten des Quecksilbergehaltes, außer er ißt große Mengen von Fischen aus Gewässern mit starker Wasserverunreinigung. Als gefährlich können am ehesten wandernde Fischarten bezeichnet werden, da man nie weiß, aus welchem Teil eines Gewässers diese Fische kommen. Tatsächlich enthalten z. B. größere Huchen relativ hohe Quecksilbermengen. Daneben findet man bei älteren Fischen dieser Art regelmäßig Leberdegenerationen mit ausgedehnten Nekrosebezirken, deren Ursache in Intoxikationen zu suchen sein könnte.

F. Merwald

Fischersleut

Manchmal, wenn der Himmel grau und trüb ist und ein eisiger Wind weht, habe ich meine besinnliche Stunde. Dann denke ich zurück an die vergangenen Tage meines Fischerlebens und an die Menschen, mit denen ich damals beisammen war. Und obgleich ich nichts von der Redewendung von der „guten alten Zeit“ halte, weil diese in Wirklichkeit keineswegs so gut war, so weiß ich doch, daß wir früher mehr und bessere Fische gefangen haben als heute. Auch gestehe ich gerne, daß mir die Tage der alten Fischerherrlichkeit heute, wie fast alles, was verloren ist, von der Erinnerung verklärt zum Paradies wurden.

Ich will aber heute nicht von diesen Tagen erzählen, sondern von den Menschen, mit denen ich damals mit Angel, Netz und Reuse dem Schuppenwild nachstellte, mit denen ich aber auch lachte und fluchte, schwitzte und fror und manchmal auch ausgiebig feierte. Sie alle, die heute längst eingegangen sind in St. Peters ewige Fischgründe, waren durchaus keine braven und biedereren Durchschnittsmenschen, keine faden, in anmaßender Selbstzufriedenheit sich begnügenden Spießbürger, sondern Menschen

mit ihren Einbildungen, Fehlern und Widersprüchen. Kaum einer von ihnen lief im Rudel der Masse mit, denn viel lieber gingen sie ihre eigenen, auch keineswegs immer ganz geraden Wege, denn alle hatten sie ihre Kerben und Späne im Charakter, hegten ihre zwar keineswegs immer faustischen Zweifel und hingen allerlei ungewöhnlichen Wünschen und Sehnsüchten nach.

Da waren zwei, die mit mir zusammen das untrennbare dreiblättrige Kleeblatt der damaligen Fischertage bildeten. Der unvergleichlichste dieser alten Garde war der Hans. Heute noch glaube ich, ihn vor mir zu sehen: hager und knochig die Gestalt und fahlbraun das Gesicht mit dem kurzsticheligen Haar und den etwas vorstehenden Backenknochen, mit dem grauen Schnauzbart und den wasserhellen Augen. Auch bei flimmernder Hitze, sogar draußen in der Au, trug er stets eine Krawatte und immer einen altspeckigen, vorfachumwundenen Hut.

Der Hans war so stocktaub, daß ihn kein Laut mehr erreichte. Als ich schon Soldat war, schrieb er mir einmal, daß ihm die

„Bombardiererei“ gar nichts mache, da er nichts von ihr höre. Die Unterhaltung mit ihm war so reich an Stimmungswerten wie die mit einem russischen Soldaten, der kein Wort Deutsch verstand. Hatte ich beispielsweise im oberen Graben Näslinge gesehen, die wir fangen wollten, so spielte sich folgendes „Gespräch“ ab. Ich deutete in die Richtung des oberen Grabens, wies mit der Rechten auf meine Nase und dann auf meine Augen und sagte dazu mit sehr deutlichen Mundbewegungen: „Hans, drohm im Grabn hab i Näsling gsegn.“ Dann tat ich so, als ob ich rudern würde und machte mit dem rechten Arm eine halbkreisförmige Bewegung, so das Auswerfen eines Netzes nachahmend. „Fahr ma mit da Zün auffi, dann machma a Kranzl mit 'm Garn und ham tama s'.“

So gut der Hans auch mit Netz und Reuse umgehen konnte, so eifrig beschäftigte er sich auch mit der Angelei. Und es gab kaum einen Winter, wo er nicht drei oder vier Mords-Huchen fing. Könnte allerdings ein Angler heute das geradezu hinterwäldlerische Zeug sehen, mit dem er seine zehn und mehr Kilo schweren Fische fing, er würde es mitleidig lächelnd als gänzlich ungeeignet bezeichnen. Eine einfache, dicke und schwere Bambusrute mit ganz gewöhnlichen Ringen, eine hölzerne Rolle, aus der man natürlich nicht werfen konnte, und ein großer Drilling, das war alles, was der Hans besaß. Hatte er einen schweren Huchen gefangen, so trug er ihn, außen am Rucksack hängend, nach Hause und erzählte in seiner abgehackten, etwas böhmakelnden Art jedem von seiner Heldentat: „I han gfangt, a i! A Huchn! A schen, a fei, a oita, a schwara. A ich woaß, wos san, i fangs, i kanns, i vastehs.“

Der nächste dieser alten Garde war der Oskar. Auch er war kein öder und langweiliger Heiliger, sondern ein Kerl, den man mit allen seinen Einbildungen und Schwächen einfach gerne haben mußte. Ich habe ihm viele und schöne, mir unvergeßlich bleibende Fischertage zu verdanken. Er lehrte es mich, mit der Zille zu fahren und ein Garn aufzulegen, mit der Daubel zu

fischen und eine Reuse fachgerecht zu stellen, ein Netz aufzunehmen und einen Wurf zu machen, Fische zu putzen, zu schröpfen, richtig einzusalzen und dann auf qualmender Holzglut zu räuchern: Wenn ich heute an Oskar denke, so erstehen wiederum die alten Fischertage mit all ihren Stimmungen und Erlebniswerten vor meinem inwendigen Blick. Ich meine dann das metallische Klappern und hölzerne Rasseln zu hören, wenn wir das Garn in der Zille auflegten, mir ist, als sehe ich die hölzernen Garnflossen schwanken, wenn ein schwerer Hecht gegen das Netz stieß und ich glaube den Aushauch der Au zu spüren, den Geruch nach wucherndem Grün, gärendem Schlamm und schimmelndem Moder, nach Feuchtigkeit, Fisch und Fäulnis. Auf der Hängstatt blähen sich die Netze in dem warmen Wind und über die Au zieht der Qualm des glosenden Erlenholzes, in dem wir die Fische räuchern.

Zu den Fischern, denen ich viel zu verdanken habe, gehört auch der Matthias. Der kleine, unscheinbare Mann mit der hellen Stimme war mir ein wirklich guter Freund und ein Lehrmeister in vielen Künsten und Kniffen der Fischerei. Wie kaum ein anderer verstand er es, eine Segn einzurichten, ein Satzgarn zu stellen und eine Zille auch durch die ärgste Strömung zu rudern. Er kannte das Rinnen der Donau genauso wie die seichten und tiefen Stellen der Innenwässer und wußte es genau, wo man bei zurückgehendem Wasser eine Reuse stellen oder einen Graben mit einem Satzgarn absetzen mußte.

Viel haben wir einst miteinander gefischt, der Matthias und ich, viele Fische haben wir geräuchert und so manche Stunde über vergangene Fischertage geplaudert. Immer war es für mich ein köstliches Vergnügen, den ebenso bildhaften wie breitausführlichen Gesprächen meines Freundes zu lauschen, wenn er von den schweren Huchen erzählte, die er einst auf dem Bruch gefangen oder von den Eisbrüchen, bei denen heute unvorstellbare Mengen von Fischen erbeutet wurden.

Alle, die ich hier genannt, und manche, von denen ich noch erzählen könnte, sind —

erlöst von ihren allzu menschlichen Mängeln und Schwächen — längst eingegangen in die flutende Ewigkeit. Manchmal, wenn ich auf dem Friedhof der kleinen Stadt ihre Namen auf altrostigen Kreuzen oder schweren

Steinplatten lese, bleibe ich eine Weile stehen und gedenke ihrer, mich rückerinnernd an die Stunden, die wir einst miteinander gefischt, gelacht und manchmal auch gefeiert haben.

Dr. G. Reichle, Regensburg

Beobachtungen zur Kiemenfäule beim Karpfen

Zu den verlustreichsten Karpfenkrankheiten zählt neben der Infektiösen Bauchwassersucht und der Schwimmblasenentzündung die Kiemenfäule, die in Österreich besonders in südlich gelegenen Karpfenteichwirtschaften (Ost- und Weststeiermark) immer wieder größere Ausfälle sowohl bei der Brut als auch unter den

Satz- und Speisekarpfen verursacht. Auch in der Oberpfalz ist die Kiemenfäule in den letzten Jahren verhältnismäßig oft aufgetreten und hatte größere Karpfenbestände erfaßt. Über die dazu gemachten Beobachtungen und die Erfolge der Bekämpfungsmaßnahmen gegen diese Krankheit informiert folgender Artikel. (Red.)

Seit 2 Jahren beobachten wir in Karpfenteichen das Auftreten von Kiemenfäule mit merkwürdigen äußeren Begleiterscheinungen und der Erkrankung innerer Organe. Dabei tritt die Krankheit spontan auf — wie immer meist im Anschluß an oder während längerer Wärmeperioden. Innerhalb ganz kurzer Zeit kommt es zu erheblichen Verlusten; die Kiemen sind massiv verpilzt und Probefänge zeigen, daß meist schon 50 Prozent des Bestandes befallen sind. Bei den fortlaufend verendeten Fischen ist meist schon der größte Teil der respiratorischen Flächen der Kiemen zerstört oder es kam zu starken Blutstauungen in den Kiemenblättchen.

Der Versuch, die Krankheit wie üblich durch Brantkalkung aufs Wasser einzudämmen, mußte im hier betrachteten Fall schon nach wenigen Tagen aufgegeben werden, da die tägliche Verlustquote nicht geringer wurde und eine weitere Steigerung der Brantkalkmenge den Kiemen unzutraglich geworden wäre und auch nicht mehr zur wirksamen Erhöhung des pH-Wertes geführt hätte, weil der bereits vorhandene Kalkvorrat im Teich eine zu starke Pufferwirkung ausgeübt hätte.

Bei der Untersuchung der inneren Organe soeben verendeter Fische fällt auf, daß die Niere, die normalerweise glatt ist und dunkelrotbraune Farbe hat, eine narbige Oberfläche bekommen hat und vor allem im Mittelteil zwischen den Schwimmblasenabschnitten weißliche Flecken aufweist. Ohne auffallende äußere Veränderungen ist die Leber; und auch die Schwimmblase zeigt keinerlei Befund. Die Darmuntersuchung läßt darauf schließen, daß die Fische bis kurz vor ihrem Tod Nahrung aufgenommen haben. Selten ist die Darmschleimhaut im Vorderabschnitt leicht entzündet. Die Blutuntersuchung (Mitteilung Dr. Scheubl, Zool. Inst. d. Universität Erlangen) ergab eine ungeheure Zunahme der weißen Blutzellen, wogegen rote Blutzellen in viel zu geringer Zahl vorhanden waren. Während der Untersuchungsbefund auf Cryptobien u. a. einzellige Blutparasiten negativ war, soll das Blut mit stäbchenförmigen Bakterien überschwemmt gewesen sein. Damit könnte die fleckige Verfärbung der Niere und die Veränderung ihrer Oberfläche in Zusammenhang stehen; denn im Zwischengewebe der Niere, das nicht der Ausscheidung dient, findet die Bildung aller

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Österreichs Fischerei](#)

Jahr/Year: 1973

Band/Volume: [26](#)

Autor(en)/Author(s): Merwald Fritz [Friedrich]

Artikel/Article: [Fischersleut 56-58](#)